



Meredith Duran  
DAS  
LEUCHTEN  
DES  
SAFRANMONDES

Weltbild

In den Wirren des indischen Sepoy-Aufstands von 1857 erlebt die junge Emmaline nicht nur entsetzliche Gräueltaten sondern auch den Verlust ihrer großen Liebe. Verstört und verbittert kehrt sie auf abenteuerlichen Wegen nach England zurück. Doch die Schatten der Vergangenheit holen sie wieder ein, und das Grauen kehrt zurück. Dabei winken ihr Liebe und Glück – aber haben sie noch eine Chance?

Meredith Duran

# Das Leuchten des Safranmondes

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Ulrike Lazlo und Karin Dufner

**Weltbild**

## Die Autorin

Meredith Duran hat Anthropologie studiert. Ihre Faszination für die englische Geschichte führte zu ihrem ersten historischen Liebesroman. Seither schreibt sie sehr erfolgreich Bücher für eine wachsende Fangemeinde.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild erschienenen Print-Ausgabe.

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild Retail GmbH & Co. KG,  
Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2008 by Meredith McGuire

This edition published by arrangement with the original publisher,  
Pocket Books, a division of Simon & Schuster, Inc., New York.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2010 by Verlagsgruppe Weltbild GmbH,  
Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Übersetzung: Ulrike Lazlo und Karin Dufner

Covergestaltung: zeichenpool, München

Titelmotiv: Corbis, Düsseldorf; Shutterstock

E-Book-Produktion: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN 978-3-95569-879-9

# Dank

Ich bedanke mich bei den Einwohnern von Treeview-of-Florence (auch genannt Meister der Handlung und Stimme der Vernunft), »Roasty Toasty« Monroe, AKT, LFL, Anu, Maddie und ihrem CD-Brenner, Kristen, der Mannschaft bei Gather, Megan McKeever und allen Mitarbeitern bei Pocket Books.

Mein größter Dank gilt Lauren McKenna, die alles und noch viel mehr ist, was man sich von einer Lektorin wünschen kann.

# Prolog

»Ich will nicht!« Ihre eigene Stimme hörte sich für sie seltsam an. Heiser und dunkel. Sie hatte so viel Salzwasser geschluckt, dass ihr Nase und Kehle brannten, als hätte man sie mit Lauge gespült. Mühsam hustete sie. Hinter dem Rumpf des gekenterten Ruderbootes tanzten die Wellen in einer endlosen Reihe, die sich bis zum Horizont erstreckte.

Lass einfach los.

Sie bewegte ihre beinahe abgestorbenen Finger, die von der Sonne gerötet und aufgeraut waren, denn sie klammerte sich nun schon seit Stunden an das gekenterte Rettungsboot des Kapitäns. Es war ihr sogar gelungen, den Oberkörper auf den Rumpf zu hieven. Eine Weile hatte sich ein Mann an der anderen Seite festgehalten – ein anderer Überlebender, der wie sie vom Bug des sinkenden Dampfers gesprungen war. Er hatte gedacht, dass es ihm vielleicht gelingen würde, das Boot aufzurichten, wenn sich die See endlich beruhigte.

Doch es war ihm nicht einmal mehr die Zeit für einen Aufschrei geblieben. Eine Welle war über sie hinweggebrandet, sodass sie beinahe mitgerissen worden wäre. Und als sie prustend wieder aufgetaucht war, war der Mann fort gewesen.

Seitdem war es totenstill. Wasser plätscherte sanft gegen ihren Rücken. Ein Fisch sprang aus den Fluten. Aber so weit draußen auf dem Meer gab es keine Vögel. Der Himmel war blau, wolkenlos und grell, dass es in den Augen blendete.

Wie sollte sie jetzt nicht loslassen?

Sie schluckte. Ihre Arme schmerzten, und vom Hochwürgen des Wassers tat ihr der Magen weh. Doch das Schlimmste war der Durst. Der Sturm hatte ohne Vorwarnung zugeschlagen. Maste knirschten. Mama schrie. Nun erwarteten Mama und Papa sie auf dem Meeresgrund.

Auch das Meer wartete. Träge wälzte es sich unter der tropischen Sonne dahin, sodass es gar nicht schwierig sein würde, sich hineinfallen zu lassen. Die Hitze war wie eine warme Hand, die sich ihr auf den Rücken drückte und sie abwärts und weg vom Boot drängte. Das gewaltige Schiff war spurlos verschwunden. Niemand, der diese glatte, verlassene Wasserfläche absuchte, hätte vermutet, was hier geschehen war. Kein Mensch würde sie retten.

Aber ihre Hände wollten einfach nicht loslassen. Mama hatte diese Hände so gern gehabt. Die Hände einer Pianistin hatte sie sie genannt. »Mit dem Terpentin wirst du sie dir ruinieren. Zieh zum Malen Handschuhe an, Emmaline. Achte bis zur Hochzeit auf deine Hände.«

Für Emma war es eine seltsame Vorstellung gewesen, dass sie heiraten sollte. »Ich freue mich auf ein großes Abenteuer«, hatte sie gestern beim Dinner zum Kapitän gesagt. Später, in ihrer Kabine, hatten ihre Eltern sie zurechtgewiesen. Schließlich führe sie nach Delhi, um zu heiraten, und dürfe die Reise deshalb nicht auf die leichte Schulter nehmen. Ihr Zukünftiger sei immerhin ein sehr einflussreicher Mann, weshalb sie sich

dementsprechend betragen müsse.

Eine Träne fiel auf ihren nackten Arm. Heißer als die Sonne und salziger als das Meerwasser brannte sie ihr auf der Haut. Es waren stets dieselben freundlichen Worte gewesen. Du bist so dickköpfig, liebes Kind. Wir müssen in dieser Angelegenheit sorgfältig auf dich aufpassen. Du erregst zu viel Aufmerksamkeit. Deine Bemerkungen waren ziemlich ungehörig. So sanft hatten ihre Eltern sie getadelt, obwohl sie an ihrer störrischen Tochter verzweifelten.

Der Mann hatte gemeint, dass sich das Boot würde aufrichten lassen, und war entschlossen gewesen, dies auch zu tun. Wenn es einem Mann gelingen konnte, musste eine Frau doch auch dazu in der Lage sein.

Sie holte tief Luft und kroch höher auf den Rumpf. Ihre Arme zitterten und brannten von der Anstrengung, als sie die Hand langsam zur anderen Seite streckte ... nur noch ein kleines Stück. Aber die Entfernung zum Bootsrand war zu groß. Ihre Kräfte reichten nicht aus, und sie rutschte mit einem Aufstöhnen ab.

Wieder am Anfang. Sie schloss die Augen.

Inzwischen flossen die Tränen schneller, doch sie würde nicht aufgeben.

# TEIL 1

Delhi, Mai 1857

Julian bemerkte die Frau hauptsächlich deshalb, weil sie so gelangweilt wirkte. Das Warten auf den Regierungskommissar versetzte ihn zunehmend in schlechte Laune. Er stand im vorderen Teil des Raums, lauschte mit halbem Ohr dem exaltierten Stimmengewirr, das ihn umgab, und behielt dabei die Tür im Auge. Die Gerüchte, die im Basar kursierten, wurden von Tag zu Tag bedrohlicher, sodass er inzwischen zu dem Schluss gekommen war, dass die hiesige Regierung handeln musste, so lange man in Kalkutta die Hände in den Schoß legte. Heute Abend würde er eine diesbezügliche Zusage einfordern.

Zunächst nahm er die Frau nur am Rande wahr, und zwar zum Großteil deshalb, weil sie völlig reglos verharrte. Sie lehnte keine drei Meter entfernt an der Wand. Obwohl einige Leute sie umringten, die lachend und lässig an ihren Weingläsern nippten, machte sie den Eindruck, als sei sie ganz weit weg und des Treibens überdrüssig. Plötzlich richteten sich ihre Augen, die ausdruckslos einen Punkt über seiner Schulter fixiert hatten, auf ihn. Sie waren so durchdringend blau, dass Julian zusammenfuhr, und er stellte fest, dass sie ganz und gar nicht gelangweilt war. Eher schien sie ihm unglücklich.

Im nächsten Moment wandte sie sich ab.

Nachdem der Regierungskommissar ihm entwischt war, sah er sie im grünen Salon wieder. »Nach dem Abendessen«, hatte der Mann gemurmelt, »falls Sie wirklich darauf bestehen, Dienstliches mit Vergnügen zu vermischen, wird es mir eine große Ehre sein, mit Ihnen zu sprechen.« Als Julian sich, verärgert über diese brüske Abfuhr, umdrehte, bemerkte er, dass sie hinter ihm stand und das Weinglas an die Lippen hob. Erneut trafen sich ihre Blicke, und sie ließ das Glas sinken.

»Sir«, sagte sie ruhig und deutete einen kleinen Knicks an. Etwas an ihrem Tonfall verriet ihm, dass sie das Ende seiner Auseinandersetzung mit Fraser mitgehört hatte. Er öffnete den Mund, um zu antworten – immerhin schien die Dame auf ihn gewartet zu haben –, doch da rauschte sie schon, eine Wolke aus kornblumenblauer Seide, davon, und er war nicht in der Stimmung, ihr zu folgen.

Als sie später kurz nach ihm in den Garten hinaustrat, fragte er sich allmählich, ob es sich tatsächlich um einen Zufall handelte. Stellte sie ihm etwa nach? In London hätte sich vielleicht ein gewisser Jagdinstinkt geregt – er hatte eine Schwäche für Frauen, insbesondere für solche, die ihm die Mühe ersparten, ihnen den Hof zu machen –, aber von Memsahibs ließ er grundsätzlich die Finger. Ihre Ehemänner hatten nur selten Verständnis für derlei Eskapaden, und die Damen selbst langweilte der Alltag in einer britischen Garnison so sehr, dass sie flüchtige Liebeleien gern zu ihrem alleinigen Lebensinhalt aufbauchten. Außerdem kursierten in anglo-indischen Kreisen einige absurde Gerüchte über ihn, die ihn als exotischen Liebhaber darstellten und die er

inzwischen gründlich leid war.

Allerdings schien die Frau ihn gar nicht bemerkt zu haben. Am Rand der Rasenfläche hielt sie inne, fasste sich mit der Hand an die Kehle und stand da, ruhig und mit geistesabwesender Miene. Eine leichte Brise wehte über das Gras, und als ihre Finger sich lockerten, bauschte sich das Umschlagtuch um ihre Schultern. Kurz spielte ein Lächeln um ihre Lippen.

Wieder hatte er das Gefühl, dass sie offenbar in Gedanken ganz weit weg war. Wie eigenartig. Er musterte sie eingehender, konnte jedoch nichts Außergewöhnliches an ihr erkennen. Ihr lockiges Haar war von einem unauffälligen, sonnengebleichten Aschblond, das zusammen mit ihrer hellen Haut den Eindruck erweckte, als habe sich all ihre Kraft in ihren strahlend tiefblauen Augen konzentriert. Eine seltsame Schönheit, wenn man sie überhaupt als solche bezeichnen konnte. Er fragte sich, ob sie vor Kurzem krank gewesen war.

Dass er sich überhaupt Gedanken über sie machte, ärgerte ihn. Sie war noch jung, höchstens 22 oder 23 Jahre alt, und hatte jene glatte, weiße Haut, die sie als typische Memsahib auswies. Warum sich also mit ihr beschäftigen? Gewiss verbrachte sie ihre Tage im Haus, las oder stickte. Und wenn ihr die Eintönigkeit zu viel wurde, würde sie sich in eine fanatische Anhängerin der Auffassung verwandeln, dass die englische Lebensweise die weltweit einzig richtige war.

Sie murmelte etwas vor sich hin, sodass er sich wider Willen vorbeugte. Er konnte sie nicht ganz verstehen, aber sie hatte doch sicher nicht ... Mit einer zornigen Bewegung schüttete sie den Inhalt ihres Weinglases ins Gebüsch. »Widerliches Gesöff«, schimpfte sie.

Vielleicht hatte ihn ja dieses Land so verändert. Obwohl Emma sich erst seit wenigen Wochen hier aufhielt, spürte sie bereits, wie Indien von ihr Besitz ergriff, ihr die Zunge löste und ihr die Augen öffnete. Selbst jetzt, da sich ihre Gedanken wegen Mrs. Greeleys Eröffnung eigentlich hätten überschlagen sollen, wurde sie vom sanften Schwanken der Bäume und dem Schnattern der Papageien in den Ästen abgelenkt. Die Nachtluft legte sich schwer, warm und nach nachts blühendem Jasmin duftend um ihre nackten Schultern, sodass sie sich fragte, ob sie den Duft wohl mit nach drinnen nehmen konnte.

In der Ferne muhte eine Kuh. Kurz hatte sie Mitleid mit ihr, denn die Freiheit, die die hiesige Kultur ihr zugestand, musste sie doch sicher verwirren. Marcus hatte ihr erklärt, die Rinder liefen hier ungehindert auf den Straßen herum, weil die Hindus sie als eine Art Gottheit verehrten. Allerdings war er nicht weiter darauf eingegangen. Marcus fehlte häufig die Geduld für Details.

Da war zum Beispiel dieses Fest. Er hätte ihr reinen Wein einschenken und sie vor den Leuten warnen sollen, denen sie hier begegnen würde. Denn schon nach fünf Minuten war ihr klar geworden, dass Delhis bessere Gesellschaft keineswegs geneigt war, sie mit offenen Armen zu empfangen. Die Nachricht vom Schiffbruch und ihrer »zweifelhaften« Rettung hatte die Menschen gegen sie eingenommen. Dennoch hatte er sie einfach wie ein Lamm zur Schlachtbank geschickt und sie aufgefordert, sich unter die spitzzüngigen

Megären zu mischen, während er sich mit dem Regierungskommissar besprach. Und um das Maß vollzumachen, musste sie nun erfahren, dass er sie mit der Gastgeberin betrog!

Ganz gleich, was die beiden so trieben, wenn sie miteinander allein waren – Mrs. Evershams Weinliste konnte er sich jedenfalls nicht gewidmet haben. Denn er hatte einen ausgezeichneten Geschmack. Erboast kippte Emma den Rest ihres Bordeaux ins Gebüsch. »Mieses Gesöff!«

Als sie ein leises Lachen hörte, fuhr sie nach Luft schnappend zusammen und spähte in die Dunkelheit. »Wer ist da?«

Eine Gestalt trat zwischen den Bäumen hervor und prostete ihr mit einer silbernen Taschenflasche zu. »Ein mieses Gesöff, in der Tat«, bestätigte der Mann, hob die Flasche an die Lippen und trank einen großen Schluck. Sein Oxfordakzent, der zu der dunklen, rauhen Stimme passte, beruhigte sie ein wenig. »Bitte verraten Sie mich nicht bei unserer Gastgeberin, Sir.« Oder tu es doch, fügte sie in Gedanken hinzu.

Ein weiterer Schritt vorwärts, und sie hatte ihn klar im Blick. Sie hielt den Atem an. Es war der Mann, mit dem sie vorhin im Haus beinahe zusammengestoßen wäre. Wieder war sie von seiner Größe beeindruckt. Er war sogar noch höher gewachsen als Marcus und überragte sie um einen ganzen Kopf, obwohl sie selbst auch nicht eben kleinwüchsig war. Seine Augen waren grüngolden, leuchteten und reflektierten das Dämmerlicht, das vom Haus hinüberdrang, wie die einer Katze. Er beobachtete sie abwartend.

»Kennen wir uns?«, platzte sie heraus, wohl wissend, dass es sich nicht so verhielt. Er schmunzelte. »Nein.«

Als er nichts hinzufügte, zog sie die Augenbrauen hoch und starrte ihn ebenso unhöflich an wie er sie. Zumindest hoffte sie, dass er es so auffassen würde, denn sie befürchtete, sie könnte ihn anhimmeln. Der Mann war so unverschämt gutaussehend wie eine Gestalt aus einem Fiebertraum und wirkte klug und durchsetzungsfähig. Seine Haut hatte einen goldenen Schimmer, und das Haar war so schwarz, dass es das Licht schluckte. Vorhin im Haus hatte sie sich dabei ertappt, wie sie ihn gemustert hatte und zu dem Schluss gekommen war, dass sein Gesicht förmlich danach schrie, gezeichnet zu werden. Einige sparsame Linien würden genügen – scharfe, kantige Striche für die Wangenknochen, eine kühne Gerade für die Nase und ein markantes Viereck für das Kinn. Die Lippen würden vielleicht mehr Zeit in Anspruch nehmen, denn sie waren voll und beweglich und verhinderten, dass seine Züge allzu streng wirkten.

Außerdem war er sehr sonnengebräunt. Ein leichter Zweifel kam auf, den sie sofort wieder verwarf, als sie seine gestärkte Krawatte und den elegant geschnittenen Gehrock betrachtete. Natürlich war er Engländer. Seine träge und zugleich anmutige Haltung machte ihr bewusst, dass sie unmanierlich die Schultern hängen ließ. Sie richtete sich auf und blickte zum Sternenhimmel hinauf.

»Eine wunderschöne Nacht«, sagte sie.

»Angenehmes Wetter«, stimmte er zu, worauf sie erstaunt auflachte.

»Sie scherzen!«, widersprach sie. »Es ist entsetzlich heiß«, setzte sie hinzu, als er fragend den Kopf zur Seite neigte.

»Finden Sie?« Er zuckte die Achseln. »Dann würde ich Ihnen empfehlen, dass Sie sich nach Almora zurückziehen. Die Garnisonen in den Hügeln sind um diese Jahreszeit sehr beliebt.«

Seine Anspielung auf die Tradition, die heiße Jahreszeit in den Hügelausläufern des Himalaja zu verbringen, klang beinahe abfällig.

»Planen Sie hinzufahren?«

»Meine Geschäfte halten mich hier fest.«

»Geschäfte? Dann sind Sie also bei der Company?« Beinahe jeder, den sie bis jetzt kennengelernt hatte, arbeitete für die East India Company, entweder im Staatsdienst oder, wie Marcus, als Offizier bei der Armee.

Offenbar amüsierte ihn diese Vorstellung. »Du meine Güte, nein. Anscheinend eilt mein Ruf mir nicht voraus.«

»Oh, ist er denn so schlecht?« Die Frage war ihr ohne nachzudenken herausgerutscht, und sie errötete, als er wieder auflachte.

»Sogar noch schlechter.«

»Sie müssen mir von sich erzählen«, meinte sie, da ihr klar wurde, dass er die Bemerkung nicht weiter ausführen würde. »Ich bin nämlich eben erst in Delhi eingetroffen.«

»Wirklich?« Er wirkte überrascht. »Ich wusste gar nicht, dass es in England solche Frechdachse wie Sie gibt.«

»Frechdachse wie mich?« Sie verzog das Gesicht. Er hatte sich an einen Baumstamm gelehnt und betrachtete sie nachsichtig, als sei sie – und dieser Gedanke kam ihr plötzlich – ein kleines Mädchen, das ihm gerade ein Kunststück mit seiner Puppe vorgeführt hatte. »Wollen Sie mich beleidigen?«

»Das sollte nur heißen, dass Sie Temperament haben.«

»Es war aber beleidigend«, beharrte sie. »Für mich und für England.«

»Nun denn.« Seufzend bewegte er die Schultern. Sein Gehrock saß so eng, dass man die Muskeln unter dem Stoff spielen sehen konnte. Sie fragte sich, woher er sie wohl hatte, denn sie entsprachen ganz und gar nicht der Mode. »Jetzt kennen Sie einen Teil meines Rufes. Ich gelte als ausgesprochen ungezogen.«

»Das war mir von Anfang an klar! Ein Gentleman würde nämlich in Gegenwart einer Dame keinen starken Alkohol trinken – schon gar nicht aus einer Taschenflasche.«

Er zog die Augenbrauen hoch. »Und eine Dame würde den Wein ihrer Gastgeberin nicht als – was war es noch einmal – »mieses Gesöff?«, bezeichnen.«

Sie lachte wider Willen auf. »Gut, Sie haben mich ertappt. Ich bin auch ein schwarzes Schaf. Es ist ein Wunder, dass mein Zukünftiger mich überhaupt heiraten will.«

»Er ist wohl ein Sinnbild der Tugendhaftigkeit.«

»Nicht unbedingt«, entgegnete sie spöttisch. »Aber man wird ihm nahezu alles nachsehen.« Selbstverständlich schickte sich ein solches Gespräch nicht, doch sie hatte vergessen, wie angenehm es war, mit jemandem zu plänkeln und herumzualbern, ohne ständig einen mitleidigen oder argwöhnischen Unterton heraushören zu müssen. »Gerade

hat ihn jemand sogar als den Liebling von Delhi bezeichnet.«

»Offenbar ein entsetzlicher Langweiler. Kenne ich ihn?«

»Oh, ganz gewiss. Diese Feier findet nämlich uns zu Ehren statt – wegen unserer Verlobung.« Dass er plötzlich so verschlossen wirkte, wunderte sie, und sie musterte ihn fragend, um festzustellen, ob sie ihn womöglich in Verlegenheit gebracht hatte. »Falls Sie nicht gewusst haben sollten, welchen Grund das Fest hat, verspreche ich Ihnen, Sie nicht zu verraten.«

»Oh, das war mir durchaus bekannt.« Er senkte die Stimme. »Das heißt, dass Sie Miss Martin sind.«

»Richtig. Und nun müssen Sie mir Ihren Namen sagen. Sonst wäre es ungerecht.«

Seine Katzenaugen wanderten über ihre Schulter, und er lächelte wieder, diesmal jedoch ziemlich abfällig. »Hier kommt Ihr Verlobter«, stellte er fest und nahm einen weiteren Schluck aus der Flasche.

»Emmaline! Da bist du also!«

Sie wandte sich zur Tür und hielt sich wegen des Lichts schützend die Hand vor Augen. »Marcus!« Als er sich hastig die Krawatte zurechtrückte, fragte sie sich höhnisch, ob er vielleicht auf dem Weg vom Regierungskommissar in den Garten von ihrer Gastgeberin abgefangen worden war. »Ich habe frische Luft geschnappt«, erwiderte sie. »Flanell ist in diesem Klima ausgesprochen ungeeignet.«

Marcus trat in den Garten hinaus. »Es gehört sich wohl kaum, so etwas öffentlich zu erörtern«, tadelte er sie. »Außerdem hast du darauf bestanden, obwohl ich dich eindringlich vor dem Wetter gewarnt habe ...« Er verstummte und starrte ihren Begleiter an. »Was zum Teufel haben Sie hier verloren?«

»Lindley«, entgegnete der Mann knapp. »Es ist mir ein Vergnügen.«

Marcus schnaubte verächtlich und maß sein Gegenüber mit einem eisigen Blick. »Das kann ich von mir leider nicht behaupten. Ich hatte ja keine Ahnung, dass Mrs. Eversham, was ihre Gästeliste angeht, so wenig wählerisch ist.«

Verblüfft blickte Emma zwischen den beiden hin und her.

Während der Fremde die Gelassenheit in Person zu sein schien, wirkte Marcus aufgebracht wie ein Stier, der ein rotes Tuch gesehen hat. »Aber Marcus! Dieser Herr ...«

»Weiß, dass er unerwünscht ist«, fiel Marcus ihr ins Wort. »Zumindest dort, wo ich mich aufhalte, und ganz klar in Gegenwart meiner zukünftigen Frau. Ich würde Ihnen jetzt vorschlagen, sich zu verabschieden, Sir.«

Der Mann zuckte die Achseln. »Wie Sie meinen.« Er steckte die Flasche ein und verbeugte sich leicht. »Ich möchte Sie herzlich zu Ihrer Verlobung beglückwünschen, Lindley. Miss Martin ist wirklich sehr charmant.«

»Sie beleidigen sie, indem Sie ihren Namen in den Mund nehmen«, zischte Marcus. »Wenn Sie sich nicht vorsehen, bin ich gezwungen, Sie zum Duell herauszufordern!«

Nun bekam Emma es wirklich mit der Angst zu tun. Etwas an diesem Mann – vielleicht sein Schmunzeln angesichts von Marcus' Drohung – ließ sie befürchten, dass er ihrem Verlobten überlegen sein könnte. »Gentlemen, das ist doch absurd!«

»Komm mit!« Marcus umklammerte schmerzhaft ihren Unterarm und zerrte sie beinahe zurück zum Haus.

Drinnen musste sie wegen des Lichts der zahlreichen Lampen und Kerzenleuchter die Augen zusammenkneifen. Sie brachte Marcus am Rand der Menschenmenge unter einem Pankha zum Stehen, einem riesigen Deckenventilator, dessen Flügel aus gestärktem Chintz in der feuchten Luft schlaff geworden waren. »Ich fasse es nicht, wie du dich so benehmen konntest«, empörte sie sich. »Was ist nur in dich gefahren?«

»Was in mich gefahren ist?« Marcus riss sie zu sich herum. »Weißt du überhaupt, wer dieser Mann ist?«

»Hör auf, mich zu schütteln!« Unsanft machte sie sich los. Er roch nach Wein und Schweiß. Vielleicht hatte er sich ja ein Glas zu viel genehmigt, auch wenn das keine Entschuldigung war. »Was ist nur los mit dir?«

»Das war mein Cousin«, stieß er mit hochrotem Gesicht hervor. »Das Halbblut, das an meiner Stelle das Herzogtum an sich reißen will.«

»Dieser ...« Als ihr plötzlich ein Licht aufging, verstummte sie. »Dieser Mann ist Julius Sinclair?«

»Wie er leibt und lebt.«

Sie wandte sich ab und betrachtete die Tanzenden, ohne sie wirklich zu sehen. Marcus hatte ihr von Julius Sinclair, seinem Cousin zweiten Grades, geschrieben. Sinclairs Vater Jeremy hatte eine Eurasierin, eine Frau anglo-indischer Herkunft, geheiratet, als er vermutet hatte, sein Bruder, der Marquis, werde das Herzogtum übernehmen. Aber kurz darauf hatte die Cholera Jeremy hinweggerafft, während der Marquis bei einem Jagdunfall ums Leben gekommen war. Dadurch war Jeremys kleiner Sohn zum Erben des Herzogtums geworden – Julian, in dessen Adern zu einem Viertel eingeborenes Blut floss.

Inzwischen war Julian erwachsen, und sein Großvater, der derzeitige Herzog, hatte sämtliche rechtlichen Register gezogen, um sicherzustellen, dass sein Enkel die Erbfolge antreten konnte. Allerdings mochte Marcus sich nicht mit der Vorstellung abfinden, dass ein Mischling den Titel tragen würde. Immerhin war er, Marcus, ein reinblütiger Engländer und nach Sinclair an der Reihe, weshalb er sich als der rechtmäßige Erbe fühlte.

»Er wirkte so gar nicht indisch«, flüsterte Emma.

»Natürlich nicht«, stieß Marcus hervor. »Der Herzog hat ja auch alles in seiner Macht Stehende unternommen, um dafür zu sorgen. Eaton, Cambridge, ein Sitz im Unterhaus. Doch so gut ein Mann die, die ihm überlegen sind, auch nachäfft, an seinem Blut lässt sich nichts ändern. Und nun soll der angesehenste Titel in Großbritannien an einen halbblütigen Bastard fallen!«

Entsetzt starrte sie ihn an. »Marcus, du klingst so ... voller Hass.«

Er sah sie an und presste finster die Lippen zusammen. »Ach, wirklich? Wenn ich daran denke, dass du erst seit fünf Tagen hier bist und dich schon den Eingeborenen an den Hals wirfst. Was würden deine Eltern dazu sagen?«

Emma zuckte zusammen. Als ein Diener mit einem Tablett voller Weingläser vorbeikam, nahm sie sich eines. »Das war gemein.«

»Mag sein, aber es ist die Wahrheit. Die Martins würden selbst im Tode ihre Ehre nicht verraten.«

Emma trank einen großen Schluck von dem scheußlichen Bordeaux und schloss die Augen. Wieder hatte sie das Bild vor sich, das sie ständig verfolgte – die kleinen bleichen Gesichter ihrer Eltern, als der Ozean sie verschlang. Sie hatte ihren Tod noch nicht verwunden und wachte in den meisten Nächten weinend auf, weil sie geträumt hatte, sie sei mit ihnen ertrunken. Nur durch ein Wunder hatte sie das Rettungsboot gefunden, auf dem sie fast einen Tag lang im Meer getrieben war. Zum Glück hatte Gott ihr die Kraft geschenkt, sich daran festzuklammern, während die Sonne heiß auf sie hinunterbrannte und ihre Hoffnung schwand, dass man sie je finden würde.

Sie stellte das Glas auf eine Kredenz und blickte Marcus ins Gesicht. Die Luft war stickig und schwül, sodass ihr der Schweiß den Nacken hinunterlief. Seltsamerweise fror sie dennoch. »Hättest du es für ehrenhafter gehalten, wenn ich auch ertrunken wäre?«

Nach einem Moment starrsinnigen Schweigens wurde seine Miene versöhnlicher, und er griff nach ihren Händen. »Nein, mein Liebling, selbstverständlich nicht.«

Allerdings hatte Emma da ihre Zweifel. Schließlich konnte er mit seiner kostbaren Ehre tun und lassen, was er wollte, auch wenn er sie mit seinen allgemein bekannten Frauengeschichten und seinen astronomischen Spielschulden riskierte. Aber zu dulden, dass eine Frau sie beschmutzte? Gewiss wurmte es ihn, dass er sich womöglich zum Gespött machte, indem er die Verlobung mit einer Frau von zweifelhaftem Ruf aufrechterhielt – einer Frau, die nicht etwa unter der Obhut ihrer Eltern, sondern begleitet von einer Mannschaft raubeiniger Seeleute in Indien eingetroffen war. Obwohl diese Seeleute ihr das Leben gerettet hatten, beschäftigte die bessere englische Gesellschaft Indiens hauptsächlich die Frage, ob sie ihr dafür nicht etwas Wichtigeres geraubt hatten, etwas, das viel wichtiger war als ihr Leben: ihre Unschuld. Dass man mit der Unschuld ihres Verlobten keinen Staat mehr machen konnte, kümmerte natürlich niemanden.

Emma reckte das Kinn. »Ach, ich habe nur mit ihm geplaudert, Marcus. Wir wollen die Sache vergessen. Schau doch nicht so finster drein.«

Marcus seufzte auf und ließ den Blick suchend über die Menschenmenge hinter ihr schweifen. »Mich wundert, dass man ihn noch nicht vor die Tür gesetzt hat.«

»Vielleicht, weil er der Marquis von Holdensmoor ist?«

Er sah sie tadelnd an. »Ich bin nicht in der Stimmung für deine frechen Bemerkungen, Emmaline. Dieser Mann stellt eine Gefahr für die Krone dar, nur damit du es weißt. Er verbreitet Gerüchte über einen möglichen Aufstand und will uns dazu verleiten, Delhi aufzugeben. Seiner Ansicht nach könnten sich die eingeborenen Truppen gegen uns erheben.«

»Ach, du meine Güte! Wäre das denn möglich?«

Marcus machte eine wegwerfende Geste. »Allein der Gedanke ist schon Landesverrat. Selbstverständlich nicht. Schließlich bekommen sie von uns das Brot, das ihre Familien essen. Nur wegen dieser dummen Geschichte in Barrackpore ...«

Ja, daran erinnerte sie sich, denn bei ihrer Ankunft in der Hafenstadt Bombay war der

Vorfall Tagesgespräch gewesen. Ein Sepoy, ein einheimischer Soldat, hatte britische Offiziere angegriffen und zwei von ihnen erschossen, bevor seine Vorgesetzten ihn hatten überwältigen können. Wenn sie sich recht entsann, war das Schockierende daran gewesen, dass keiner der anderen Eingeborenen versucht hatte, ihn zu entwaffnen.

»Seine Besorgnis hat etwas für sich«, wandte sie ein. »Es ist ein wenig beängstigend.«

»Es war ein einmaliges Ereignis und außerdem das erste seiner Art auf diesem Kontinent in mehr als zweihundert Jahren. Hinzu kommt, dass der Mann sofort gehängt wurde. Ich kann dir also versichern, dass er keine Schwierigkeiten mehr machen wird.«

»Aber als Halbblut hat Lord Holdensmoor womöglich etwas aufgeschnappt ...«

»Emmaline!« Marcus wirbelte zu ihr herum. »Ja, der Mann ist ein Halbblut, und ich habe den starken Verdacht, dass er uns aus Delhi vergraulen möchte, damit die Eingeborenen die Stadt zurückbekommen! Meiner Meinung nach ist genau das seine Absicht, und das habe ich auch dem Regierungskommissar mitgeteilt. Und jetzt verschone mich mit deinem törichtem Gerede und sei freundlich zu unserem Gastgeber.«

»Gastgeber? Ist das der Herr, dem du Hörner aufsetzt?«

Marcus wurde kreidebleich. Ach herrje. Blondes Haar passte ganz und gar nicht zu einem leicht grünlich verfärbten Teint. »Was hast du gesagt?«, stammelte er.

»Also stimmt es.« Ihr wurde flau im Magen. »Nun, ich nehme an, dass du jetzt beteuern wirst, du liebtest mich trotz alledem.«

Ein treuherziger Ausdruck malte sich in seinen blauen Augen, als er ihr Gesicht musterte. »Selbstverständlich liebe ich dich.«

Emma zwang sich zu einem Lächeln. »Ja. Wir lieben einander schon seit einer geraumen Weile, richtig? Seit unserer Geburt, wenn ich mich recht entsinne.«

»Von Anfang an«, bestätigte er mit bemerkenswert gut gespielter Aufrichtigkeit. »Und ganz gleich, welche Gerüchte dir auch zu Ohren gekommen sein mögen, gibt es auf der Welt für mich keine andere Frau als dich. Manche Leute sind eben neidisch und verbreiten böswilligen Klatsch, um mir zu schaden ...«

»Ich weiß«, unterbrach sie ihn, verstummte und schluckte, da ihre Stimme zu versagen drohte. Es war eine traurige Erkenntnis, dass sie ihm kein Wort mehr glaubte. »Marcus, ich denke, ich möchte jetzt gehen.«

Er betrachtete sie eine Weile und nickte dann. »Wenn du meinst. Aber ich werde dich morgen im Sitz des Ministerresidenten aufsuchen. Dann können wir darüber sprechen, und du wirst alles verstehen, mein Liebling. Du darfst nicht weiter über diese Lügen nachgrübeln.«

»Einverstanden«, murmelte sie. »Könntest du bitte Lady Metcalfe suchen?«

An die Wand gelehnt, beobachtete sie, wie er sich durch die Menge der Gratulanten schob, um ihre Anstandsdame zu finden. Obwohl er ihr den Rücken zuehrte, erahnte sie jede seiner Gesten und jedes Lächeln, das über sein Gesicht huschte. Nach zwanzig langen Jahren, in denen ihre Familien alle Register gezogen hatten, um sie miteinander zu verkuppeln, ihre Verlobung zu planen und die Namen ihrer ungeborenen Kinder zu bestimmen, kannten sie einander sehr gut. Weder die Martins noch die Lindleys hatten

geahnt, dass nur die beiden, die am wenigsten begeistert davon waren, die Erfüllung dieses Traums erleben sollten: die Braut und der Bräutigam.

Emma schloss die Augen, wandte den Kopf und presste die Wange an die kühle Wand. Ein heißer Windstoß brachte die Fenster zum Klappern. Die Kerzen flackerten, als Jasminduft und Dunkelheit hereinwehten. Seltsam, wie die Nacht ihr verlockend zurief und ihr einen paradiesischeren, unschuldigeren Ort verhieß. Ja, es war, als lege Indien ihre Seele frei und risse ihre Fassade nieder, sodass sich eine tiefe Melancholie in ihr breitmachen konnte.

Sie trauerte doch nicht etwa wegen Marcus? Den Kleinmädchentraum von der romantischen Liebe hatte sie schon vor drei Jahren über Bord geworfen, als sie zum ersten Mal von einer seiner vielen Geliebten erfuhr. Damals hatte es ihr das Herz gebrochen, aber ihre Mutter hatte ihr erklärt, wie es in der Welt wirklich zuginge: Die Ehe fuße nicht auf etwas so Unvernünftigem und Vergänglichem wie der Liebe, sondern diene der Pflege von Beziehungen und Verbindungen und der Fortsetzung der Familientradition. Marcus' riesige, aber verfallene Güter könnten dank des beträchtlichen Vermögens der Familie Martin wieder instand gesetzt werden. Außerdem würden die beiden eine Dynastie begründen, den Ausgleich dafür, dass ihrer Mutter ein Stammhalter verwehrt geblieben sei.

Was also war der Anlass für diese plötzliche unheilvolle Vorahnung? Sie schob sich wie ein Schatten zwischen Emma und den hell erleuchteten Raum und vermittelte ihr das eigenartige Gefühl, sie stünde abseits und betrachte ein großes Panorama, wie es manchmal im British Museum ausgestellt wurde. Der Raum erinnerte sie an Pompeji vor dem Vulkanausbruch oder an Rom vor dem Untergang: eine Zivilisation am Rande der Katastrophe.

Ein Schauer überlief sie. Als sie sich umblickte, fuhr sie zusammen, denn sie stellte fest, dass sie in ein strahlend smaragdgrünes Augenpaar schaute. Lord Holdensmoor kam aus dem Garten herein und musterte sie mit ausdrucksloser Miene. Um Marcus und den eigenen Grübeleien zu trotzen, lächelte sie ihm zu.

Sein Lächeln war verwegen und mühelos und übte eine erstaunliche Wirkung auf seine herablassenden, aristokratischen Züge aus. Und dann war er fort. Seine hochgewachsene und breitschultrige Gestalt wurde von der Menschenmenge verschluckt und verschwand in einer Masse aus zerknitterter Seide und wippenden Pfauenfedern.